

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 200.

Mittwoch, 28. August.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Margarete v. Dercken-Hünsgeld.

Lyffe beugte seinen langen Oberkörper etwas vor. „Ja, ich muß mich so sehr verändert haben, daß mich meine alten Freunde kaum mehr erkannten. Aber die Bälle sind dieselben geblieben. Sie rühren mich sehr. Doch ich hätte eine Bitte an Sie, lieber Kammerherr: Würden Sie mich jener Dame dort vorstellen, die den Hofball offenbar nur zu dem Zwecke besucht, um aus dem Fenster zu blicken. — Ganz recht, die mit dem rötlichen Haar — sie kehrt uns gerade den Rücken zu.“

Roustad meinte, der Blick habe neben ihm eingeschlagen.

Die Dame war Nase.

Wie kam sie her? Wie lange stand sie schon dort? Wie konnte es geschehen, daß er ihr Kommen übersehen konnte?

Der Graf verwandte kein Auge von ihm. Seine Kiefern schlossen sich fest zusammen.

Hinter ihm flüsterte ein Badfisch: „Gott, ist der interessant und wie schrecklich elegant! Weißt du, wer das ist?“

„Ganz gewiß ein Jüder oder so was.“

Dem Kammerherrn war kein Wort dieses Gedankenanstausches entgangen. Sehr schnell gewann er die Gewalt über seine Nerven wieder und schritt an Lyffes Seite durch das Gewühl der Tanzenden bis zu den hohen Bogenfenstern, wo Frau Solaker noch immer wie versunken stand und in die stille blaue Nacht hinausstarrte.

Roustad sah ihren Nacken an und wiederholte mechanisch die heute schon so oft gebrauchte Formel:

„Gestatten gnädige Frau, — Graf Lyffe bittet um die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden.“

Nase Solaker wandte sich langsam, so daß sie nun das Fenster im Rücken hatte.

Lyffe verbeugte sich in der nonchalanten und trotzdem nicht respektvollen Art, die den Kammerherrn von jeher aufgebracht hatte. Sonst fiel ihm nichts auf in dem hageren, braunen Gesicht mit den etwas stark ausgeprägten Backenknochen, über die sich die Haut straffte.

„Gnädige Frau tanzen nicht?“

Die übliche Frage. Er konnte kaum eine trivialere finden. Und Frau Nase antwortete ebenso: „Ich tanze nie.“

Roustad atmete auf. Jener Morgen — er mußte sich getäuscht haben. Blah war die schöne Frau ja immer, das lag an der Nase. —

Fast verzweiflungsvoll suchte er ihre Augen. Doch mit Schrecken stellte er fest, daß sie ganz ohne Ausdruck über ihn hinwegblickten — als könne sie ihn dadurch entfernen.

Kammerherr Roustad verbeugte sich und ging.

„Der Liebling der Damen“, sagte Lyffe lächelnd, neben ihr am Fenster lehrend. „Aber es ist schade, daß Sie nicht tanzen. Ich hätte Sie um einen Walzer gebeten. Auch ich habe jahrelang diese „Rosen aus dem Silden“ nicht mehr gehört — und vieles andere nicht — und möchte Verkauftes nachholen.“

Die letzten Worte sprach er mit gedämpfter Stimme und doch mit Nachdruck. Dabei beobachtete er das schöne Weib scharf, sah, wie ein Schauer über ihren Körper lief und wie sie gewaltsam sich zur Ruhe zwang.

„Entfliehen wir den tanzwütigen Massen“, sagte er leichthin, „die Hofdame hat in verständnisvoller Fürsorge ihr Vorzimmer als Schmollwinkel für unbesserliche Nichttänzer einrichten lassen. Eilen Sie, man will Sie schon wieder holen. Körbe verärgern und werden als schlechtes Beispiel nicht geschätzt. Schaffen Sie sich aus den Augen der Enttäuschten.“

Eine Art Willenslähmung hatte sich Nases bemächtigt. Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn. Er schlug eine Portiere zurück und schob zwei Hauteuils an den französischen Kamin, in dem ein Feuer brannte. Von weitem klangen Walzertöne herüber.

Sonst war hier niemand. Zwischen ihnen schwang die Luft. —

Graf Lyffe klopfte leicht mit dem Handschuh, den er abgestreift hatte, sein rechtes Knie. Nach dem Takt der Musik draußen — und schien in Erinnerungen versunken.

Da brach Nase das Schweigen, zerstörte die Stimmung gewaltsam.

„Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben.“

Lyffe hielt mit seinem Handschuhspiel inne und musterte sie mit einem verwunderten, ungläubigen Lächeln.

Geraume Zeit verstrich, bis er langsam sagte: „Wie meinen Sie das, gnädige Frau?“

Doch Nase ließ sich nicht einschüchtern.

„Wenn Sie am wenigsten an mich denken, werde ich gerade hinter Ihnen stehen“, flüsterte sie, ohne ihn anzusehen. „Ist Ihr Gedächtnis so schwach?“

Der Graf erhob sich und trat hinter ihren Stuhl. Sein heißer Atem bewegte ihr feines, seidiges Nackenhaar.

„Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie mit Ihren rätselhaften Worten andeuten, ich mache mir einen Namen und Titel an, die mir nicht gebühren?“

Nase flammte auf.

„Ich behaupte, daß Sie das eine oder das andere Mal — Komödie gespielt haben —“

Sie fühlte seinen Blick wie ein brennendes Mal auf ihren geschlossenen Augenlidern. Ein Zittern befiel sie, der Wunsch, seiner unerträglichen Nähe zu entfliehen — aber sein Wille bannte sie an ihren Platz.

„Jedenfalls muß ein bedauerlicher Irrtum oder eine Verwechslung vorliegen“, sagte der Graf kühl. „Sie beschuldigen mich, ohne Umschweife ausgedrückt, einer kleinen — nennen wir es — Hochstapelei. Nun also, zu Ihrer Beruhigung diene es — ich bin wirklich Graf Lyffe. Obwohl der Adel in Norwegen längst abgeschafft ist, ließ man mir meinen Grafen. Warum? Eine Laune der Gesellschaft, die an Launen so überreich ist. Es würde mich nun sehr interessieren, zu erfahren, welchem Zufall ich es verdanke, von Ihnen für — einen anderen gehalten zu werden.“

Auch Nase hatte sich erhoben. Ihre schlanke, fast jugendlichhaft schmale Gestalt war vom Feuer des Kamins wie mit Abendrot übergossen.

„Sie können mich nicht irre machen. Ebenso wenig werden Sie mich bereit finden, die Frage zu beantworten, die Sie soeben an mich richteten.“

„Dort naht der Kammerherr“, sagte der Graf rasch und begann seine Handschuhe wieder überzuziehen.

„Dies seltsame Ballgespräch an norwegischen Kaminen geht den Weg aller Ballgespräche — verweht — verblasst — aber zum Abschied noch ein Wort: Welcher Mensch ist je ganz der, für den er sich ausgibt, oder für den er gehalten werden möchte? Wer begreift das Geheimnis der zweiten Natur in dem einen Hause, das sich menschlicher Körper nennt? Wäre nicht mehr als ein vom Schicksal Auserlesener, wenn er nur wollte, oder den Mut dazu hätte, imstande, zwei untereinander ganz verschiedene Leben zu leben? Würden Sie es für unmöglich halten, Frau Aase Solaker, heute als das Schablonenwesen zu erscheinen, als das man Sie gleich bei Ihrer Geburt etikettiert hat, und morgen das Wunder Ihres Selbst aus der unergründlichen Tiefe zu schöpfen und nach seinem Geheiß zu denken, zu fühlen, zu handeln, über alle Grenzen hinauszuwachen, kurz, zu leben?“

„Nein“, sagte Aase tonlos, „ich würde das nicht für unmöglich halten. In mir ist der Drang nach einer ganz anderen Welt, als sie sich mir darstellt, lebendig, seit ich in der Schule das ABC gelernt habe. Früher wirkte sich das in Unarten aus. Heute? Wie kann ich es wissen? Wohin wird es mich führen?“

„Zunächst in meine Arme“, sprach Lykke befehlshaberisch. „Sie werden ein einziges Mal heute tanzen, und Sie werden es mit mir tun, und sich dadurch alle anderen Herren verfeinden, die Sie mit Ablehnungen abgesperrt haben. Aber wir werden uns nicht darum bekümmern, weder Sie noch ich, sondern den Augenblick auskosten, bis auf die Reize. Wir werden ein Stück Leben tanzen, Aase, ja, das werden wir, dem Kammerherrn Roustad just an der Nase vorbei —“

„Leben hieß also gehorchen, keinen Willen mehr haben.“

Die Musik trug sie, wie der Wind über den Meeren den Vogel trägt, wenn er gen Süden zieht, in die warmen Länder, in den ewigen Frühling.

Sie befanden sich nicht mehr in dem großen weißen Ballsaale des königlichen Schlosses zu Christiania. Während Graf Lykke die schöne Aase Solaker im Arme hielt und einer des andern Lebenswärme in sich übergehen fühlte, wirbelten ihre Seelen wie im Taumel in den blauen Himmel hinein.

Das Dach war abgehoben und nichts setzte diesem Lichttaumel mehr eine Grenze. —

Der Kammerherr biß sich auf die Lippen, bis sie bluteten. Sein Gesicht war weiß und die Züge entstellte.

Ein allgemeines Raunen und Luscheln wuchs zu einem regelrechten kleinen „Sturm im Wasserglase“ an und im Handumdrehen war ein Komplott im Gange, die schöne Frau in Zukunft auf Bällen zu boykottieren. Jeder Abgewiesene schwor Rache.

Die Hofdame, voll Schadenfreude, tippte dem Kammerherrn mit dem Fächer auf den Arm, daß er zusammenzuckte.

„Haben Sie gesehen, lieber Kammerherr? Schamlos!“

„Was ist schamlos?!“, fuhr er noch mehr erblichend auf.

„Und da fragen Sie noch? Alle Paare haben ja aufgehört und starren das noch nie Dagewesene an. Da können unsere jungen Mädchen lernen. Wie sie die Augen schließt! Wie er auf sie niederblickt und dann dieses langsame — langsame — wie soll ich sagen — langsame . . .“

Sie fand das Wort nicht.

„Wollen wir es einmal ebenso versuchen?“, höhnte der Kammerherr.

Doch Frau Brahe lachte laut: „Ich danke.“

Sie rauschte weiter, ein lebenswürdiges Lächeln auf den Lippen. Dann kam die große Pause und alles stürzte die Büfets.

Lykke führte seine Dame zu einem kleinen Tisch und ergatterte einen Teller mit kaltem Geflügel und zwei Schalen Champagner.

„Sind wir nicht wie auf einer Insel?“, flüsterte er, behaglich die Gesellschaft mustern. „Oh, wir haben diese guten Leute furchtbar böse gemacht — bereuen Sie es?“

Aase schüttelte den Kopf. Sie war noch immer wie

benommen, und alles, was um sie herging, ein bunter Traum, an dem sie unbeteiligt —

Daß Lykkes Erscheinen ein ungeheures Aufsehen erregte, nahm sie nicht weiter wunder. Sein Auftreten war selbstbewußter, weltmännischer als das aller anderen, selbst prominentesten Herren der hauptstädtischen Gesellschaft. Seine Eleganz war nicht vom Schnei-der, sondern ein Teil seines Selbst. Und darum trieb der Reiz Blüten, der sich immer zuerst an Äußeres heftet, und diese Blüten setzen Früchte des Klatsches an.

Er merkte es und die Sache machte ihm namenlosen Spaß.

Angehimmelt von den weißen Tauben, gefiel er sich darin, ihnen ein Lächeln zu schenken und doch niemals mit ihnen zu tanzen.

„Ein zweites Mal an einem vergänglichem Abend soll man das Wunder nicht heraufbeschwören wollen“, sagte Lykke, und sie verstand ihn.

Als die kleinen Wagen mit den Rotillonbuketts heraufgeführt wurden, und die erwartungsvolle Erregung des Rotillons alle ergriff, suchte Lykke unter den Blumen. Er kam mit einer brennend roten Nelke zurück.

„Das ist mein Abschied. Bis zum Schluß hier zu bleiben und Sie in Ihr Hotel zu bringen, muß ich mir aus vielen Gründen versagen. Ich verlasse morgen in aller Frühe die Hauptstadt und weiß nicht, wann wir uns wiedersehen.“

„Vielleicht niemals“, sagte Aase und hing an seinen Lippen.

„Vielleicht.“

Er verbeugte sich kurz und ging.

Sie sah nicht mehr das Lächeln, das flüchtig um seine Mundwinkel spielte —

Der Rotillon tobte um sie herum, der Blumenduft erinnerte sie schrecklich an die Totenkränze des Herrn Solaker, Lächeln hingen als Strähne herab, feucht und rot waren ihre Gesichter, ein gewisser Grad von Auflösung machte sich bemerkbar.

„So weit sollte es nie kommen“, dachte Aase, „er ist klug.“

Rehtraum-Stimmung. Der König und die Prinzen hatten sich zurückgezogen.

Frau Aase Solaker suchte mit den Augen die stellvertretende Gastgeberin, Frau Brahe, um sich endgültig von dem Hofleben zu verabschieden.

Ein Becher, an dem sie nur genippt hatte — um ihn für alle Zeiten aus der Hand zu geben.

Doch da passierte es, daß die Hofdame sie geistlich überfah. Auch sie war umringt von linsender Jugend.

In diesem kritischen Moment tauchte der Kammerherr auf wie aus einer Versenkung. Er flüsterte ihr ein paar Worte zu.

„Ich habe Ihren Wagen heimgeschied. Ich muß mit Ihnen sprechen. Bitte, erwarten Sie mich in der Vorhalle. Ich bitte um die Ehre, Sie in meiner Equipage nach Hause bringen zu dürfen.“

„Sie wohnen doch im Schloß“, entgegnete Aase mit leiser Abwehr.

„Nicht diese Nacht. Ich bin dienstfrei bis morgen — in zehn Minuten also in der Vorhalle.“

Was blieb ihr übrig, als nach seinem Willen zu tun, da er ihren Wagen nach Hause geschickt. Diese Art, über sie zu verfügen, machte ihr Blut siedeln.

Man hüllte sie in ihren Pelz, der fast zu reich, zu kostbar war für ihre Zartheit.

Raben und Tauben, bis zur Unkenntlichkeit vermummt, drängten sich auf den Treppen.

Die Winternacht war eisig, der Nordwind fuhr durch die Wipfel des Parkes und pfiß den Heimkehrenden einen gellenden Zapfenstreich.

„Der Wagen des Herrn Kammerherrn Roustad!“, meldete mit Kommandostimme der Lakai vom Tor dienst.

In Pelz und Zylinder stand Roustad neben Aase.

„Darf ich bitten?“

„Ein vornehmeres Paar“, sagte hinter ihnen eine alte Dame.

„Das ist doch Die . . .“, kam es mit lüsterndem Eifer zurück. (Fortf. folgt.)

Im Eugaus.

Rings um mich wuchet graues Burggemäuer,
Stein hingestümt zu Stein; doch tief im Grunde
Sinter dem Hanggestrüpp dehnt sich die bunte,
Lichtfarbene Welt, schimmernd im Sonnenfeuer.

Gleich einem Bilderbuch scheint aufgeschlagen
Das sanftgewellte Tal mit schmalen Wäldern,
Mit Bach und Wiesengrün und gelben Feldern,
Daraus die spitzen, roten Dächer ragen.

Selbstredig grasen Rühe auf der Weide.
Ganz ferne dunkeln schwarze Tannengruppen
Und steilen festig spitzgewölbte Kuppen,
Noch überhöht von blasser Bergesbreite.

Die graue Burg und dort blaue Berge,
Sie stehn wie urhaft ragende Gestalten
Bon Niesen, die mit finsternen Gewalten
Das sanfte Tal gleich einem Reich der Zwerge
In ihres Herrtums strengem Banne halten.

Heinrich Heis.

Libellen auf hoher See.

Von Hugo v. Koller.

Wenn man an einem von Röhricht oder Buschwerk gesäumten stillen Weiher dem graziösen Spiel der Libellen über der sonnenbestrahlten Wasserfläche zusieht, wird man sich schwer vorstellen können, daß diese so harmlos scheinenden Tierchen in ihrem Reiche als außerordentlich gefährliche Raubtiere gefürchtet werden. Schon als Larven im Wasser, wo sie ihr erstes Lebensjahr verbringen, ernähren sie sich von anderen Wassertierchen. Nach einem Jahr kriechen sie dann an dem Stalm einer Wasserpflanze an die Oberfläche, und aus der nunmehr auflaufenden Haut schlüpft das von den Menschen so gern gesehene fliegende Insekt mit den vier glasähnlichen, nehartig geäderten Flügeln — die Libelle.

Unter den mehr als hundert Arten von Libellen, die in Europa vorkommen, ist eine der verbreitetsten die rostbraune, bläulich schimmernde Wasserlibelle.

Man weiß, daß Libellen in ausdauerndem und schnellem Flug sehr weite Strecken zurücklegen. Daß sie aber auch in großen Schwärmen über die Meere ziehen, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Und noch weniger, daß sie dann unter Umständen auch den Menschen gefährlich, zum mindesten sehr unbehaglich werden können. Diese Erfahrung habe ich einmal im Ägäischen Meere gemacht.

Bei lebhaftem Südwind hatte unser Dampfer, von Saloniki kommend, den Monte Athos passiert, an dessen steil abfallendem Massiv sich die Wogen des Ägäischen Meeres brachen. Gegen Morgen hatte zwar der Wind etwas abgeflaut, aber die noch ziemlich starke Dünung verursachte weiter heftiges Rollen des Schiffes, so daß die meisten Passagiere als Opfer der Seerkrankheit in den Kabinen lagen, und die Begegnung mit den Libellen, von der ich erzählen will, nicht miterlebten.

Das Wetter hatte sich vollständig aufgeklärt, der wolkenlose, tiefblaue Orienthimmel spannte sich über die grünlichen, von weißen Schaumköpfen gekrönten Wogen. In der durchsichtigen Luft hatte man freien Blick bis an den Horizont, wo Himmel und Meer sich zu vereinigen schienen.

Da tauchte plötzlich weit im Süden ein schwarzer Punkt auf, der sich, näherkommend, allmählich zu einem ansehnlichen Ball vergrößerte. „Poseidon spielt mit Agir Tennis“, wurde an Bord gescherzt. Aber der alte österreichische Lloyd-Kapitän auf der Kommandobrücke setzte sein Fernglas an die Augen und beobachtete aufmerksam das immer größer werdende Phänomen. Der Erste Offizier trat zu ihm. Man sah an den Gesten und Mienen der Beiden, daß keiner von ihnen eine Erklärung dafür fand. Die Zeit der Vogelzüge war längst vorüber; auch alldie diese Erscheinung weder in der äußeren Form noch in der Flugart einem Schwarm ziehender Vögel. Inzwischen kam diese uns immer näher und wuchs sich allmählich zu einer umfangreichen runden Wolke aus. Es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie die Richtung auf unser Schiff nahm. Wir schienen sogar ihr Ziel zu sein. Das Interesse sämtlicher an Deck befindlichen Passagiere und Mannschaften hatte sich auf die, vom Südwind gegen uns getriebene kugelförmige Masse konzentriert. Wir alle hielten scharfen Ausschlag; aber — was war es? — Es kam heran, schließlich ganz nahe. Eine lose zusammengeballte Menge unzähliger kleiner Einzel-

körper. Jetzt erkannten wir, daß es sich um einen ungeheuren Schwarm fliegender Insekten handelte. Und schon sauste dieser auf uns nieder, — zu Millionen! Wie aus einer sich mit einem Male entladenden Hagelwolke knatterten sie aufs Schiff. Das ging so schnell, daß man im ersten Moment gar nicht zum Bewußtsein kam, was eigentlich los war. Wir fühlten mehr als wir sahen, daß wir buchstäblich zugebedt waren von — Libellen! Die zu Tode erschöpften Tiere hatten sich vom Winde treiben lassen, und um schließlich nicht ins Wasser zu fallen, hatten sie auf dem Schiff Rettung gesucht. Das ganze Deck, die Schiffsaufbauten, Kommandobrücke, Keelings, Wanten und Rahen waren mit Libellen bedeckt. Hunderttausende waren vom Winde an die äußere Backbordwand geschleudert worden und ins Meer abgeglitten. Auf Deck konnte man nicht einen Fuß vor den anderen setzen, ohne auf Libellen zu treten. Auch wir Menschen waren nicht verschont geblieben. Ein jeder von uns war von einem Libellenmantel förmlich überzogen. Höchst unangenehm und geradezu schmerzhaft war es, wo die in Todesangst verzweifelten Tiere sich auf Gesicht, Hals und Händen mit ihren stacheligen Schenkeln und Zangen festklammerten. In größter Gefahr waren die Augen, die jeder von uns zunächst zu schützen suchte. Einem Matrosen war eine Libelle ins Auge geflogen und hatte ihn nicht unerheblich verletzt.

Das Schiff wurde nun durch sämtliche dienstfreie Mannschaften so schnell als möglich von den Libellen gesäubert. Die armen Tierchen wurden mit Besen zusammengekehrt und mit Schaufeln über Bord geworfen. Wir Menschen mußten uns selbst von den Anhängseln befreien. Das war nicht so einfach, denn die Libellen hielten sich so fest, daß man jede einzelne abreißen mußte. Dabei leisteten sich die Passagiere gegenseitig Hilfsdienste. Man hätte lachen mögen darüber, daß große, starke Menschen gegen zarte Libellen kämpften; aber wir konnten uns nur mit Mühe von ihnen befreien. Die Säuberung des Schiffes machte ebenfalls Schwierigkeiten. Wenn die Matrosen auf glatten Flächen auch die Libellen zusammenkehren konnten, so hingen in den Wanten und im Tauwerk doch Tausende und aber Tausende, die man gar nicht entfernen konnte. Erst gegen Abend, als sie sich wohl einigermaßen erholt hatten, sah man oben zwischen den Masten manchmal wieder Libellen fliegen, aber sie wollten auf hoher See augenscheinlich das Schiff nicht verlassen. Jedenfalls habe ich noch am nächsten Tage bei der Durchfahrt durch die Dardanellen eine Menge von Libellen an den Rahen, den gereiften Segeln und im Tauwerk an den oberen Masten gesehen. Erst hinter Gallipoli im Marmarameer verließen uns die letzten, noch lebenden Libellen. Neun Zehntel von ihnen aber hatte den Tod in den Wellen des Ägäischen Meeres gefunden.

Seit jenem Überfall auf unser Schiff ist meine Sympathie für die Libellen ganz bedeutend herabgemindert.

Die Flaschenpost der „Guten Schwiegermutter“.

Von Dr. Volkmar Iro.

Diese kleine Geschichte von dem armen Fischer Tsosang, der über Nacht ein wohlhabender Mann wurde, ist keines der uralten, chinesischen Märchen, sondern hat sich erst vor drei Monaten während der Kämpfe zwischen der Kanting-Regierung und den Generalen der Sanktaugeregenten abgepielt.

Tsosang wohnte an einem regnerischen Aprilmittag auf seinem Wohnboot am Ufer des Jangtse, eine Meile stromaufwärts von der kleinen Stadt Hoang, spuckte die Schalen seiner Sonnenblumenterne in das Wasser, hörte zu seinem Mißvergnügen Kanonendonner von Sanktau herüber, wo seit Tagen wieder gekämpft wurde, sah mit Kantingtruppen vollgestopfte Dampfer stromaufwärts fahren, machte sich Sorgen wegen Plünderung und Einquartierung und ließ indessen seine sechs Komorane für sich arbeiten.

Diese großen Wasservögel ersetzten vielen Fischern am Jangtse den Fischfang mit Netzen, sie werden als junge Tiere leicht gezähmt, sitzen nebeneinander auf einer Bambusstange, stoßen von Zeit zu Zeit in das Wasser, tauchen, fliegen wieder auf das Boot zurück und liefern ihre Fische wie gut dressierte Hunde ab, da sie ein Eisenring um den Hals am Schlucken der Beute hindert. Nach Schluß der Arbeit wird ihnen der Halsring über den Kopf gezogen und sie erhalten dann ihren Anteil an der Tagesbeute, der meist in den kleinen Fischen besteht.

Während viele Fischer ihre gefiederten Kulis ausbeuten, hielt Tsosang immer auf redliche Teilung und behandelte seine Vögel, die jeder ihren Namen hatten, höflich wie Familienmitglieder.

„Der fleißige Onkel“ und „Der graue Bruder“ tauchten unermüdet. „Die schnelle Schwester“ fing die größten

Fische, „Der weiße Bruder“ war weniger tüchtig, aber der Stolz Iosangs wegen seines schneeweißen Gefieders, während die „Gelbe Tante“ und „Die gute Schwiegermutter“ noch immer redlich ihr Brot verdienten, aber schon knapp vor der Ausmusterung standen. —

Iosang knabberte an seinen Sonnenblumenkernen, war ängstlich wegen des Kriegslärms und überdies ärgerlich wegen des trüben Wetters, bei dem seine Vögel nicht tauchen wollten. Sie watschelten auf dem Deck herum, pukteten sich die Flügel wie nach Feierabend, trotzdem sie noch kaum für fünf Räsch Fische gefangen hatten.

Nach einer Weile stand Iosang auf, brannte vor dem kleinen, schmiegigen Hausaltar einiges Papiergeld ab, damit der nächste Tag besser würde und die Truppen nicht nach Soang kämen, und beobachtete dann einen Dampfer, der Stromabwärts zog und nahe vorbei fuhr. Das Deck war mit Soldaten überfüllt, die wirttelten und scheinbar Streik hatten, Iosang horchte aufmerksam nach dem Lärm hinüber, sah dann, wie unten aus einem der kleinen Kabinenfenster eine Hand herüberwinkte und gleich darauf einen hellen Gegenstand herauswarf.

Im nächsten Augenblick sprang schon die „Gute Schwiegermutter“ von der Stange ab, stieß in den Strom und brachte ein kleines, verkorrttes Fläschchen zurück.

Iosang öffnete es, fand einen Zettel darin, den er nicht entziffern konnte. Er war neugierig geworden, ruderte rasch zu dem Kaufmann Pong hinüber, der das Papier aufmerksam studierte, fragte, woher der Fischer es habe und dann sofort fünfzig Räsch dafür bot. Iosang witterte jetzt ein großes Geschäft, ließ zu seinem Barbier, der die Schrift überflog, einen Kuli mit halbrasiertem Schädel sitzen ließ und in höchster Eile mit dem Fischer zum Stadtrichter rannte. Der alte Herr, ein Führer der Kuomintang-Partei von Soang, geriet in noch größere Aufregung als der Barbier, ließ sich noch einmal die ganze Geschichte erzählen und gab dann dem Fischer zweihundert Räsch gegen das Versprechen, daß er mit keinem Menschen über den Fund spreche. —

Iosang brannte an diesem Abend als Dank für das unerhoffte Geschäft ein Duzend Knallfrösche ab und ließ der „Guten Schwiegermutter“ am nächsten Tage sämtliche Barsche, die sie fing. —

Er hatte den Zettel schon vergessen, als ihn nach vier Wochen der alte Tugachao rufen ließ. Und dann geschah das Unglaubliche, das Wunder, das wochenlang alle Fischer am Jangtse von Kiangano bis Wuhan in Atem hielt.

Der Stadtrichter zählte zweihundert Silberdollar auf den Tisch, ließ sich die Summe bestätigen, teilte dem Fischer, dem beim Anblick des vielen Geldes schwindelte, mit, daß man durch seinen Fund den von den Nankingtruppen gefangen genommenen General Litzung durch einen Überfall auf den Dampfer, der ihn nach Nanking bringen sollte, befreien konnte. Zum Dank seiner Rettung sende ihm der General das Geld. —

Iosang ist heute in der ganzen Provinz Supe ein bekannter Mann, er sitzt nach wie vor auf seinem Boot, raucht, knabbert Sonnenblumenkerne, aber überläßt jetzt einem Kuli das unangenehme Geschäft, fünf Komoranen abwechselnd die Fische aus dem Hals zu ziehen.

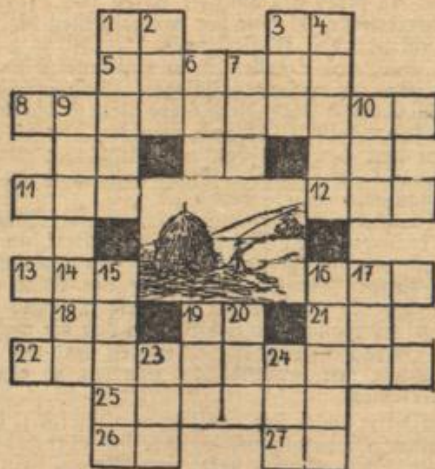
Der sechste Komoran, „Die gute Schwiegermutter“, hat ebenso ausgesorgt wie Iosang: Sie taucht jetzt ohne Halsring, frißt, was sie fängt, und erhält überdies an jedem Morgen ein halbes Weizenbrot!

Welt u. Wissen

Die Entdeckung der Lüneburger Heide. Die blühende Pracht der Lüneburger Heide wird jetzt wieder von Zahllosen bewundert, die sich an der eigentümlichen Schönheit dieser Landschaft nicht satt sehen können; aber es sind noch nicht hundert Jahre seit der Zeit vergangen, da man in diesem Heidegebiet nur eine „unwirtliche, öde Wildnis“ sah. Die Entdeckung der Lüneburger Heide gehört zu den interessantesten Kapiteln in der Geschichte des Naturgefühls; Emil Schaeffer behandelt sie in dem sechsten in der Reihe der bei Drell Fühli in Zürich erscheinenden „Schaubücher“ von ihm herausgegebenen Band „Die Lüneburger Heide“. Lange Zeit schätzte man den Wert einer Landschaft hauptsächlich nach ihrem praktischen Nutzen, und erst dem romantischen Naturgefühl blieb es vorbehalten, gerade in der Einsamkeit und Wildheit unbewohnter und unfruchtbarer Gebiete besondere Reize zu erschauen. Einer der maßgebenden Reisenden des 18. Jahrhunderts, J. G. Kewßler, nennt die Alpen in einem Atem mit der Lüneburger Heide als „grausam abschreckende Wildnis“, und man verglich diese von fruchtbarem

Land umgebene Einöde mit einem „Mönchskopf, der in der Mitte kahl, ringsherum aber mit Haaren bewachsen ist“. Noch als Platen in seiner satirischen Komödie „Der romantische Dedipus“ ein Sinnbild für die künstlerische Unfruchtbarkeit suchte, da wählte er die Lüneburger Heide, in der der Chor der Heidschnuden einen unpoetischen und mißtönenden Gesang anstimmte. Immerhin öffnete die Romantik die Augen für die Eigenart einer solchen welken einsamen Natur, die von Bienen umsummt, von Heidekraut und Heidelbeeren überwuchert ist. Das Vorbild, unter dessen poetischem Einfluß man die deutsche Heide betrachtete, war die schottische Hochlandsheide, die von dem „großen Unbekannten“, dessen Romane damals verschlungen wurden, von Walter Scott, so stimmungsvoll geschildert war. Als Hintergrund für schaurige Balladen erscheint so die Heide bei Annette von Droste-Hülshoff und Hebbel, entfaltet wohl auch schon ihre Reize in den Dorfgeschichten, deren Velelung der Heimat in Immermanns „Oberhof“ geschaffen worden war. Die träumerische Idylle der Heide wird dann mit inniger Zartheit von Theodor Storm und seinen Nachfolgern besungen, während die Landschaftsmaler seit dem Vorgange des Hamburger Morgensterns sich immer eingehender mit den Farbenflängen diesen Erdenflecks beschäftigten. Radend hat die elementare Naturnähe der Heide Detlev von Liliencron in den wundervollen Gedichten des „Heidegängers“ geschildert, indem er die vier Jahres- und zugleich die vier Tageszeiten in der Heide malte. Der eigentliche Entdecker der Lüneburger Heide aber wurde erst Hermann Vöns. „Seine Ohren waren erforderlich, die Pianissimo-Schönheit stormischer Verse zu vernehmen, Liliencron mußte sich im Leben und im Tode mit dem Lob der Wenigen begnügen“, laut Schaeffer, „aber Vöns, um dessen Haupt die tragische Gloriole eines Heldentodes strahlt, ist ein Lieblingsdichter seiner Nation geworden, und die Begriffe „Vöns“ und „Lüneburger Heide“ sind nicht mehr voneinander zu trennen. Süden und Norden schwärmen in gleicher Weise für die Vöns-Bücher; wer sie gelesen hatte — und wer hatte sie nicht gelesen? — den drängte es auch, die Heide zu sehen.“ So ist die Lüneburger Heide in unseren Tagen zu einem viel besuchten und viel bewunderten Denkmal landschaftlicher Schönheit geworden.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Ausruf. 3. Fürwort. 5. Todeschlag. 8. Eschenart. 11. Verneinungsform. 12. Afrikanischer Fluß. 13. Speise. 16. Viehhutter. 18. Französischer Artikel. 12. Abkürzung für Sachsen. 21. Ausruf der Überraschung. 22. Bewohner eines Erdteils. 25. Ruh- und Zieranlage. 26. Lat. und. 27. Stehe senkrecht 24. — Senkrecht: 1. Stadt in der Provinz Sachsen. 2. Abgekürzter Mädchennamen. 3. Zahlwort. 4. Berühmter Schlachtort. 6. Kindlicher Ausdruck für Großmutter. 7. Amerikanischer Vorname. 9. Vorname einer bekannten Figur aus 1001 Nacht. 10. Prophet. 14. Donaustadt. 15. Handwerkszeug. 16. Mädchennamen. 17. Staatliches Bändnis. 19. Englischer Titel. 24. In Verbindung mit wagerecht Nr. 27 Zeitalter.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 19: Wagerecht: 1. Rasputin. 6. Pola. 7. Rasmus. 9. Inn. 10. Bad. 11. Tre. 13. Pro. 14. Elegie. 17. Anis. 18. Sandbank. — Senkrecht: 2. Span. 3. Pol. 4. Urm. 5. Laub. 7. Anarre. 8. Satire. 12. Elan. 13. Pissa. 15. End. 16. Gib.